

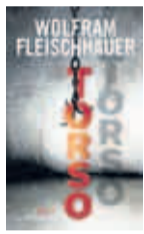
ICH LESE GERADE

BERLINER BUCHHÄNDLER EMPFEHLEN



Manuela Molnos (44), Buchhandlung Timbooktu, Kurfürstendamm 100, Halensee: Ich mag Wolfgang Fleischhauer als Romanautor und habe daher auch seinen ersten

Thriller „Torso“ gelesen, obwohl ich kein Fan brutaler Krimis bin. Doch Fleischhauers Geschichte ist nur anfangs bestialisch: Nachdem eine übel zugerichtete Tote in einem Ost-Berliner Plattenbau entdeckt wurde, folgen weitere grausame Funde in dubiosen Clubs der Stadt. Während Hauptkommissar Zollangers Ermittlungen tritt Streetworkerin Elin Hilger an ihn heran. Sie glaubt nicht an den Selbstmord ihres Bruders, eines IT-Spezialisten. Als auch noch eine Bankierstochter entführt wird, ist die Spannung kaum noch zu überbieten. Gut erzählt und konstruiert, führt der Autor alle Fäden geschickt zusammen und landet in einem Geflecht aus Wirtschaftssumpf, organisiertem Verbrechen und Stasi-Vergangenheit. Fesselnd bis zum unerwarteten Schluss.



Wolfram Fleischhauer: Torso, Droemer Verlag, 432 Seiten, 19,99 Euro.

KULTURNEWS

DAS WICHTIGSTE AUS KULTUR UND MEDIEN

MEDIEN

Ken Jebsen klagt gegen seinen Rauswurf beim RBB

Der ehemalige „Fritz“-Radiomoderator Ken Jebsen wehrt sich gegen seine vom RBB kürzlich ausgesprochene Kündigung. Gegen diese sei beim Arbeitsgericht Potsdam nun Klage erhoben worden, erklärten seine Anwälte in einer Pressemitteilung. Grund dafür sei, dass RBB-Programmdirektorin Claudia Nothelle den Vorwurf, Jebsen habe journalistische Standards nicht eingehalten, nicht ansatzweise erläutern könne. Ken Jebsen bietet seine Sendung „KenFM“ jetzt auf seiner privaten Website kenfm.de an.

TV-QUOTEN

Dank Fußball belegt die ARD die ersten Plätze

Der Tagessieg ging an die ARD: 6,35 Millionen sahen den Sieg der Gladbacher gegen Schalke im DFB-Pokal. Auch dahinter folgten laut „meedia.de“ Programme der Ersten: die Halbzeit-„Tagesthemen“ mit 5,13 Mio. und die Nachberichte bzw. die Auslosung der nächsten Runde mit 5,11 Mio. Stärker ARD-Konkurrent war „Rosamunde Pilcher: Vier Frauen“ im ZDF (4,78 Mio.), RTL kam mit „RTL aktuell“ (4,43 Mio.) über die 4-Mio.-Marke, den „großen Comedy Adventskalender“ wollten aber nur 3,62 Mio. sehen.

Kultur-Redaktion: 2591-72917
Telefax: 2591-73299
E-Mail: kultur@morgenpost.de



Wie ein Chamäleon Coldplay-Sänger Chris Martin ist tänzelnder Harlekin, Rocker, Schmuse-Typ und Chorknabe beim Auftritt in Berlin

DAVIDS/DARMER

Alles so schön bunt hier

Narkotischer Sound, Riesenballons und ganz viele Blinkarmbändchen: Coldplay in der O₂ World

■ VON FRÉDÉRIC SCHWILDEN

Man wusste ja schon vorher, auf was man sich einlässt, wenn man zu Coldplay geht: Erfolgreichste Band, Bombast-Dudelei, Fans, die Musik einfach ganz gut finden, und am liebsten dazu knutschen, und Songs, die immer in Schmuse- oder In-Den-Sonnenuntergang-Fahr-Szenen in Filmen eingespielt werden. Aber, die ganze Abgeklärtheit, die überhebliche Coolness, mit der man dann in der O₂ World mit echt guten Karten sitzt, die verlässt einen sofort und das tut richtig weh, wenn es losgeht.

Aber erst mal ist es ziemlich einfach, nüchtern heran zugehen. 1996 studieren alle vier in London und zwar noch nicht mal Kunst oder Musik. Sänger Chris Martin will Historiker werden, der Gitarrist Mathematiker, ein anderer Ingenieur. In ihrer Freizeit spielen sie in Bands, die damals noch ganz anders heißen. Nach vier Jahren erscheint „Parachutes“, ihr erstes kommerzielles Album. Die zweite Single-Auskopplung „Yellow“ steigt in England auf Platz vier der Charts.

Wer Drogen nimmt, fliegt raus

Seitdem spielen sie Midtempo-Pop-Rock mit großen Refrains über Liebeskummer und Einsamkeit, mit kühlem Kopf zusammengebaut, konstruiert. Nichts anderes erwartet man von Ingenieuren. Eine Regel der Band besagt, wer Drogen nimmt, fliegt raus. Von Album zu Album verzögern sich die Verkäufe, vergrößern sich die Konzertsäle. Die letzten drei Alben gingen in jeweils elf Ländern in den Charts auf die eins. Beim ersten DVD-Abend, für die Zeit danach, sind sie aber ein Knaller zum Knutschen, es gibt kaum jemanden, der da nein sagen kann. So ge-

sehen machen Coldplay alles richtig. Jeder, und zwar wirklich jeder Platz auf den Rängen ist besetzt. Im unteren Teil, direkt vor der Bühne stehen sie so dicht, dass sie gar nicht umfallen können, und wenn, dann würden alle umfallen. Es ist heiß, bestimmt 25 Grad, gefühlt mit Jacke locker zehn mehr. Ooo-Ooo-Ooo-Ooo fliegen wie Geister aus der Unterwelt vorbei. Wenn sie einen streifen, fröstelt und kribbelt das.

Ein Klavier steht vorn, ein Schlagzeug, Verstärker, alle in einer kunterbunten Graffiti-Psychodelic-Wunderfarbe angestrichen. Dahinter eine Riesen-Wand mit lauter Slogans, die üblicherweise auf Wänden von Heranwachsenden stehen: „I won't show or feel any pain“. Das Gebilde ist zu bunt, um wirklich gefährlich zu wir-

Zwei Kinder sind genug

Familienplanung Der 34-jährige Coldplay-Frontmann Chris Martin gab sich auf der O₂ World Bühne in Berlin zwar jugendlich agil, aber weiteren Nachwuchs planen er und seine fünf Jahre ältere Frau Gwyneth Paltrow anscheinend nicht mehr. Die Schauspielerei und der Sänger sind seit Dezember 2008 verheiratet und haben zwei gemeinsame Kinder, die siebenjährige Apple und den fünfjährigen Moses. In einem Interview mit dem Magazin „InStyle“ sagte die Schauspielerin nun, sie sei glücklich, zwei gesunde Kinder mit Martin zu haben, aber mit beiden für die Zukunft genügend ausgelastet.

ken, aber auch zu verschmiert, um einfach nur niedlich zu sein. Ein bisschen wie Coldplay. Hinter dem Schlagzeug verläuft, gleich einer besonders rasanten Rennbahn, eine Steilkurve, auch kunterbunt versteht sich. Vom Bühnendeck ragt ein noch mal gut 40m langer Steg mitten in die Zuschauer, dessen Kopf, ein stilisiertes X, dient als Mini-Bühne und erzeugt ein hundsgemeines Im-Stadion-Aber-Trotz-dem-Ganz-Nah-Dran-Gefühl.

Christ Martin, Frontmann der Band, setzt sich ans Klavier. Er spielt das Instrumental-Intro „Mylo Xylo“ vom gleichnamigen Album. In den Ohren rauscht es nur noch. 14 700 Münder, die irgendwelche Laute schreien und 29 400 aufeinander klatschende Hände fühlen sich extrem bedrohlich an. Dabei sind das doch nur völlig harmlose Normalos, die zum Kuschneln da sind. Das Herz rast, wie bei einer Überdosis. Das kindliche Geklimper geht in „Hurts Like Heaven“ über. Live spielt Gitarrist Jonny Buckland, als würde er bei einem Garage-Rock-Band spielen: Schnelle Sechzehner, nur von oben nach unten gehackt. Jede Schlagzeugnote ist ein Schlag auf die Brust. Auf einmal blinkt es. Um das Handgelenk der linken Nachbarin in rot, rechts in weiß. Beim Einlass wurde jedem Besucher solch ein Armband umgebunden. Daran klebt ein Empfänger und ein Lämpchen, wenn Coldplay wollen, dass es blinkt, dann blinkt es. Und es blinkt ordentlich. Der Song ist die größte je erlebte Reizüberflutung. Höllenlärm, Geblinke wohin man blickt, Druckwellen-Paukenschläge, überall diese Menschen. Es wird einem speiübel, schwindelig und man ist froh zu sitzen. Das liegt nicht an der Musik, die ist wirklich ordentlich. Aber alles zusammen ist einfach zu viel.

Bald fallen dann Ballons von der Decke, menschengroß im Durchmesser. Martin jagt sie wie ein tollender Welpen durch die Halle. Der Sänger rennt über den Steg nach vorne, schwenkt die Gitarre, mit den Stimmmechaniken zerstört er die Luftküsse. Konfetti kommt heraus. Auf der Bühne ist Karneval. Chris Martin ist der Oberjeck. Einen anderen Ballon kickt er dem Gitarristen ins Gesicht. Der lacht, alles in Ordnung. Sie spielen souverän die Singles herunter „The Scientist“, den Kracher „Politik“, das hip-hopige „Lost!“ und toben dabei durch Disneyland auf LSD. An der Decke hängen vier Chris Martins in kreisförmige Bildschirme gedrückt.

Weihnachtslied auf dem Klavier

Ein Weihnachtslied muss natürlich auch her. „White Christmas“ gibt es von Martin nur am Klavier vorgetragen. Er spielt das vielleicht eineinhalb Minuten, dann folgt ein georgeltes „Fix You“. Martin ist ein Chamäleon. Der Rocker, der Schmuse-Typ, der tänzelnde Harlekin, jetzt der Chorknabe. Der Frontman ist aber vollen Dingen kalkulierend. Als letzter Song kommt „Every Teardrop is a Waterfall“. Martin greift sich dabei immer neben den Schritt, wie ein Rapper. Er fetzt von vorne nach hinten, rennt eine Ehrenrunde durch die Steilkurve hinter dem Schlagzeug vorbei. Dazu spielt Buckland ein Dudelsack-Gitarrensolo, so klingt es jedenfalls, dazu ein Riesen-Wummer-Bass, epochaler Folklore-Pop könnte man dazu sagen. Schließlich sackt der Frontmann auf die Knie, der Rücken sackt auf den Konfetti-Boden. In einer Loge nebenan gähnt ein Business-Typ in seine Uhr, die Freundin tanzt mit verschlossenen Augen ganz vorne in dem Separee. Sie lächelt und im Saal blinkt es das allerletzte Mal.

Anke Engelke moderiert wieder bei der Berlinale

Bei der Berlinale 2012 wird erneut Comedian Anke Engelke als Moderatorin im Einsatz sein. Er werde wieder zusammen mit Engelke die Eröffnungsgala und die Preisverleihung präsentieren, sagte Berlinale-Direktor Dieter Kosslick. „Sie ist einfach die Beste“, betonte der Chef der Internationalen Filmfestspiele Berlin. Beide Veranstaltungen werden den Angaben zufolge erneut live bei 3sat übertragen.

Die 62. Berlinale läuft vom 9. bis 19. Februar 2012. Der Goldene und die Silbernen Bären werden am 18. Februar verliehen. Engelke, die unter anderem für ihre Sketchcomedy „Ladykracher“ (Sat.1) bekannt ist, war 2010 und 2011 sowie von 2003 bis 2005 als Berlinale-Moderatorin engagiert. In den vergangenen Jahren hatten zudem unter anderem Katrin Bauerfeind, Charlotte Roche und Heino Ferch die Moderation übernommen. Engelke präsentierte in diesem Jahr auch mit Stefan Raab und Judith Rakers den Eurovision Song Contest in Düsseldorf. *dapd*

Pop-Art-Wegbereiter John Chamberlain mit 84 Jahren gestorben

Der Wiedererkennungswert seiner Werke war zweifellos hoch, der Gänsehautfaktor aber auch: Mit Skulpturen aus gequetschtem Autoblech, die zartbesaitete Naturen an Verkehrsunfälle erinnern konnten, gelang John Chamberlain Ende der fünfziger Jahre der Aufstieg in die erste Riege der Pop-Art-Wegbereiter. Vom Pfad des konsequenten Realismus ist der 1927 geborene Sohn eines Kneipenbesitzers aus Rochester, Indiana, nie abgewichen. Seinen ersten Kotflügel soll er 1957 selbst auf dem Hinterhof eines Freundes abmontiert und mit dem Laster überfahren haben, um ihm die richtige Form zu geben. Chamberlain arbeitete gelegentlich mit Gummi oder Papiertüten, kehrte aber immer wieder zum Lieblingsschiff Blech zurück. Auch mit seinen Werken im öffentlichen Raum wurde der amerikanische Künstler berühmt. Sein „Turm von Klythie“ befindet sich etwa im Quartier 205 in der Friedrichstraße. John Chamberlain ist im Alter von 84 Jahren in New York gestorben.

Emmanuel Pahud spielt acht Minuten – und überzeugt alle

Kürzer und knapper kann man sich den Auftritt eines Stars nicht vorstellen: Emmanuel Pahud, seit annähernd zwanzig Jahren Solo-Flötist der Philharmoniker, spielte zu Beginn und nach der Pause je ein Stück von Debussy und von Berio, beide zusammen etwa acht Minuten lang. Wenn man sich auch mehr von Pahud erhofft hatte, so war bei all dieser Kürze seines Vortrags schon klar, dass es sich bei ihm um einen Musiker von Sonderrang handelt. Prompt verschwand Pahud nach seinen Mini-Solo-Auftritten wieder auf seinem angestammten Platz im inzwischen hereingeströmten Orchester, als sei gar nichts Besonderes geschehen. War es aber doch!

Debussys winziges Flötengedicht weiß auf Anhieb gefangen zu nehmen. Es offeriert musikalische Lyrik in Reinkultur, dies aber mit einer derart überzeugenden Absage an alle Flötenvirtuosität als lohne es sich gar nicht, sie großartig in den Vordergrund zu schieben. Luciano Berio war da mit der ersten seiner berühmten „Sequenzen“, die allein der Solo-Flöte gewidmet ist, der gegenteiligen Ansicht. Er reizte das Klangvermögen des Instruments und das Können des Spielers voll aus. Pahud spielte seine knifflige Aufgabe vom Blatt, als gelte es die Show „Deutschland sucht den Superstar“ zu gewinnen. Er gewann sie tatsächlich.

Als donnernden Schlusspunkt hinter das esoterische Programm hatte der exzellente Nicola Luisotti am Pult die 5. Sinfonie Prokofjews gestellt, entstanden gegen Ende des Krieges und den Sieg schon lauthals feierend.

Gott sei Dank hatte man zwischen die Flöten-Esoterik und den vollstimmigen Dankbarkeitsrummel des Prokofjew-Orchesters das „Gloria“ von Francis Poulenc gesetzt. Poulenc nutzte den ausgezeichneten, von Robin Britton hervorragend einstudierten Rundfunkchor glücklich aus und konnte sich außerdem auf den eindringlichen Solo-Sopran der jungen Leah Crocetto stützen, wie geschaffen dazu, alle Himmel zu rühmen. Das Publikum rühmte ausdauernd mit. *Klaus Geitel*

GEITELSGESCHICHTEN

Ein Philosoph mit Taktstock

Klaus Geitel über den Dirigenten Ernest Ansermet



Man hätte ihn den Wilhelm Tell unter den Dirigenten nennen können, so übergroß vertrat er musikalisch die Schweiz. Er stampte 1918 in Genf das „Orchestre de la Suisse Romande“ buchstäblich aus dem musikalisch bis dahin nackten Boden und leitete es ein halbes Jahrhundert lang. Ernest Ansermet zählte im wahrsten Sinne des Wortes zu den tonangebenden Musikern Europas.

Ich hörte ihn zum ersten Mal am 1. Februar 1942 mit den Berliner Philharmonikern und schoss nach dem Konzert sofort ins Künstlerzimmer der alten Philharmonie, dem Meister mein Autogramm-buch vorzulegen und höflich um seinen Namenszug zu bitten. Mein Knabenwunsch war ihm offenbar so etwas wie ein Befehl. Er kam ihm nach ohne Murren.

Ich betrachte noch heute sein Autogramm mit der gehörigen Andacht, dabei wusste ich damals noch gar nicht, dass Ansermet es gewesen war, der Strawinskys „Sacredu printemps“ zum allerersten Mal in Deutschland,

also in Berlin, aufgeführt hatte. Er war schon vor dem Krieg wiederholt in Berlin aufgetreten und hatte sich mit Furtwängler offensichtlich sofort gut verstanden.

Er half ihm auch bei der Einbürgerung in der Schweiz, als Furtwängler gegen Ende des Krieges Deutschland verließ und sich bis ans Ende seiner Tage in Clarens niederließ. Sofort nach der Todesbotschaft des Freundes trat Ansermet ans schweizerische Mikrofon und nahm den Verstorbenen nachdrücklich in Schutz. Man habe ihm übel mitgespielt mit den böswilligen Verdächtigungen, ein Nazi gewesen zu sein.

Das hat man glücklicherweise von Ansermet nie behauptet. Aber auch er bekam viel ranziges Fett ab für seine Auftritte in Deutschland un-

ter den Nazis. Bruno Walter, damals im amerikanischen Exil, lehnte es während des Krieges ab, einen Beitrag zur Ansermet-Festschrift anlässlich des 60. Geburtstags des berühmten Schweizer Kollegen zu schreiben.

Dem hatte der Aufbau seines Orchesters in Genf schon genug zu schaffen gemacht. Man kann es sich heutzutage gar nicht recht vorstellen, dass man kurz vor Beginn der Zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in der Schweiz noch geradezu auf Menschenjagd gehen musste, um ein Orchester mit bescheidenen sechzig Mitgliedern aufzubauen. Als Ansermet endlich nach vielen Mühen einen befähigten Oboisten in Bern aufgabgab hatte, nahm dieser den Orchester-Vertrag gar nicht an.

Schweizer Freiluftmensch, der er war, zog er es vor, auf dem Markt weiter Birnen zu verkaufen, statt in irgendwelchen Sälen zu konzertieren.

Hinzu kam natürlich auch noch die vertrackte finanzielle Situation des Orchesters, das ganz und gar von Sponsoren abhängig war. Ansermet musste sich verschulden. Das zwang ihn in die kostbare Fron unter Diaghilews „Ballets Russes“, selbst wenn deren Zahlungsfähigkeit den hohen Sprüngen nicht gleich kam, die Nijinsky zu machen verstand. Immerhin aber bekam Ansermet Gelegenheit, sich dem Werk Strawinskys zu widmen.

Leider bekam die Freundschaft der beiden in den späten 30er Jahren einen unreparierbaren Knick. Ansermet hatte es gewagt, musikalische

Änderungen in Strawinskys Ballett „Jeu de Cartes“ vorzuschlagen. Das empfand Strawinsky als eine unverzeihbare Beleidigung.

Aber so war Ansermet. Er war geradezu mit Kunst vernagelt: einer Kunst mit entschieden gezogenen, geradezu mathematisch fundierten Grenzen. Schließlich hatte Ansermet nicht nur Musik, sondern, auch Mathematik studiert. Die hinderte ihn nicht nur daran, Schönbergs Zwölfton-Diktum zu akzeptieren, sondern seine Ansichten dazu auch noch auf rund eintausend Seiten darzulegen. Er war nun einmal ein Philosoph, der mit dem Taktstock schrieb.

Nie wäre es Ansermet in den Sinn gekommen zu dirigieren, wenn er die Partitur nicht vor Augen hatte. Ein Stück auswendig zu leiten, schien ihm von vornherein Pfusch und nichts als Wichtigere.

Klaus Geitel, Musikkritiker der Berliner Morgenpost, schreibt wöchentlich über seine Begegnungen mit Künstlern

THEATER KONZERTE VERANSTALTUNGEN

300 JAHRE Friedrich der Große

Das Last-Minute-Weihnachtsgeschenk!

Bis 24.12.2011! Einloch auf koenigsblau-online.de klicken, Gutscheine ausdrucken und fertig.

Eine Geburtstagsfeier mit dem Preußenkrimi

KÖNIGSBLAU

24.01.2012 - 20:00 Uhr

weitere Termine auf www.koenigsblau-online.de

Wrangelschloßchen

neben dem Schlosspark Theater in Steglitz ProDacapo Berlin 030-4404228